

Anwalt der Bedrängten

Franz Josef Degenhardt: Ein Klassiker der Nachkriegsliteratur. Teil 1: Die Verwerfung der Kleinbürgerlichkeit

Von Ingar Soltz



Dichter, Sänger, Jurist: Franz Josef Degenhardt (geboren am 3. Dezember 1931 in Schwelm, Provinz Westfalen; gestorben am 14. November 2011 in Quickborn, Schleswig-Holstein)
Foto: Sven Simon

Der listige Weltgeist hat sich gemäß seinem nichts dem Zufall überlassenden Wesen den 14. November als idealen Todestag für dialektische Meister auserwählt: An diesem Tag starben 1616 Leibniz, 1831 Hegel und 395 bzw. 180 Jahre nach ihnen – Franz Josef Degenhardt. Letzterer wäre heute 80 Jahre alt geworden und hat viereinhalb Jahrzehnte lang die soziale und kulturelle Entwicklung in Westdeutschland so sehr geprägt, wie er sie in seinen sieben Romanen und auf 26 Originaltonträgern veröffentlichten Liedern literarisch abbildete.

Seinen Ruf begründete Degenhardt insbesondere als Liedermacher. Als »Dichter und Sänger«, wie er sich selbst bezeichnete, setzte er in den frühen 1960er Jahren die fruchtbare Tradition des musikalisch dargebotenen Gedichts fort. Damit trat er in die Fußstapfen von Herwegh, Fallersleben, Wedekind, Tucholsky und Brecht. Die Unzufriedenheit mit den

Verhältnissen und die Parteilichkeit zugunsten der Ausgebeuteten und Unterdrückten, die sie alle verband, machte aus ihnen – mit Refrains an die spezifische Darbietungsform angepaßten – Gedichten politische Lieder. Vom amerikanischen Arbeitersänger Joe Hill stammt der Satz: »Ein Flugblatt, und sei es auch noch so gut, wird niemals mehr als einmal gelesen. Ein Lied dagegen wird auswendig gelernt und wieder und wieder gesungen.« Hill brachte damit zum Ausdruck, welche Funktion das politische Lied für die Weiterverbreitung fortschrittlichen Gedankenguts in der demokratischen und Arbeiterbewegung historisch gespielt hat und in neuen Gestalten – vom klassischen Liedermachen bis zum politischen HipHop – bis heute spielt. Denn das Massenbewußtsein wurde oft mehr durch die (Lied-)Kultur – und heute zunehmend die visuellen Medien – als durch eigentliche theoretische und analytische Arbeiten geprägt. Freilich bezieht das Lied aus dem theoretischen und analytischen Fundus erst seine Haltung und seinen Standpunkt, d.h. es steht als kulturelle Praxis mit der Theorie in einem ständigen Dialogverhältnis.¹

Angesichts der Millionenaufgaben seiner Romane und Schallplatten ist es keine Übertreibung, Franz Josef Degenhardt zu den wirksamsten Intellektuellen der Arbeiterbewegung im nachfaschistischen Deutschland zu zählen, zu deren kommunistisch-revolutionärem Flügel er sich über den größten Zeitraum seines Wirkens zählte. Anlässlich des Degenhardt-Jubiläums und endgültigen Abschlusses seines vom Berliner Kulturmaschinen Verlag in neuem Glanz als Gesamtausgabe herausgegebenen Werkes soll

an dieser Stelle die Entwicklung dieses Wirkens in ihren Grundzügen nachgezeichnet werden. Dabei geht es auch darum zu erhellen, wie aus dem ursprünglichen Kritiker der Kleinbürgerlichkeit seiner eigenen Herkunftsklasse jener Ästhet wurde, der seine Kunst in den Dienst der sozialistischen Arbeiterbewegung stellte, was ihn zum Opfer der historischen Umstände im Kalten Krieg werden ließ.

Gegen Faschismus und Krieg

Franz Josef Degenhardt wurde am 3. Dezember 1931 in Schwelm in Westfalen in eine »militant-katholische und antifaschistische Familie« geboren und war als Kind zunächst selber »fanatisch gläubig, war Meßdiener, ging jeden Morgen in den Gottesdienst«.2 Viele Lieder wie »Der Gott der Pille«, »Moritat Nr. 218« oder »Aus und vorbei« sind von der Auseinandersetzung mit dem Katholizismus geprägt. Während Degenhardt in den späten 1960er Jahren zur Identifikationsfigur der »Protestgeneration« wurde, trennte ihn doch von dieser, daß seine Erfahrungen mit dem Kapitalismus nicht von relativem Massenwohlstand und (prekärem) Frieden, sondern von Faschismus, Krieg und Elend gekennzeichnet waren – eine Tatsache, die die antifaschistische und Antikriegshaltung zu den durchgängigsten und entscheidenden Positionen in seinem Werk macht. Er selbst sprach von seiner Generation als der »Zwischen- und Zuschauergeneration«, die zu jung für die Volkssturm-Mitmachergeneration und zu alt für die nachgeborenen deutschen Baby-Boomer war.3 Degenhardts Kindheits- und Jugenderinnerungen sind in seinem 1973 erschienenen belletristischen Erstlingswerk »Zündschnüre«, das der geistige Vater der »Linie 1« und des Berliner »Grips Theaters« Reinhard Hauff 1974 für den WDR verfilmte, verarbeitet. Mit diesem Roman, der auf Gutenachtgeschichten für seine Tochter Nele (geb. 1961) und die zwei Söhne Jan und Kai (geb. 1962/64) beruht, stellte sich Degenhardt – ohne mit dieser wirklich vertraut zu sein – in eine Romantradition, die in der jungen Deutschen Demokratischen Republik Bedeutung hatte: die (demokratisch-antifaschistische) Kinderliteratur und der entsprechende Kinderfilm, die, während man im Westen den Nachwuchs vor der Realität abzuschirmen suchte, die Wirklichkeit (in diesem Fall des faschistischen Deutschlands kurz vor Kriegsende) aus der Perspektive der Kinder darstellten und diese zugleich als Akteure auf Augenhöhe als Teil dieser Zeit handeln ließen.

Nach dem Abitur studierte Franz Josef Degenhardt ab 1952 Rechtswissenschaften in Freiburg und Köln und schloß sein Studium 1960 mit dem Zweiten Staatsexamen ab. Ein Jahr später ging er als Wissenschaftlicher Assistent an das Institut für Europäisches Recht der Universität Saarbrücken und promovierte 1966 mit der Dissertation »Die Auslegung und Berichtigung von Urteilen des Gerichtshofs der Europäischen Gemeinschaft«.

Zu dieser Zeit war Degenhardt bereits ein republikweit bekannter Künstler. 1963 erfolgte sein Debüt als Liedermacher bei Radio Bremen. Im selben Jahr erschien die Langspielplatte »Zwischen Null Uhr Null und Mitternacht«, die später als »Rumpelstilzchen« wiederveröffentlicht wurde. Zwei Jahre später, 1965, erschien der Nachfolger »Spiel nicht mit den Schmuddelkindern«, auf dem sich auch sein berühmtestes und zum geflügelten Wort gewordenes Lied gleichen Namens befindet.

Eine Positivauslese

Degenhardt war nun ein wichtiger Bestandteil der deutschen Liedermacherszene, zu deren Mittelpunkt in Ermangelung eines professionellen Konzertbetriebs die Festivals auf der Burg Waldeck gehörten. Hier stieß Degenhardt zu den seinerzeit noch expliziter politischen Liedermachern aus der Friedens- und Ostermarschbewegung wie Wolfgang Neuss, Fasia Jansen, Perry Friedman, Hannes Stütz, Dieter Süverkrüp und auch Wolf Biermann, die seinen politisch-ästhetischen Werdegang, wie er offen bekannte, stark beeinflussten. Angesichts des künstlerisch-musikalischen Erfolgs und den mit ihm einhergehenden Verpflichtungen, dem zunehmenden politischen Engagement und der Tätigkeit als politischer Jurist verzichtete Degenhardt auf eine Habilitation und ließ sich 1969 als Anwalt in Hamburg nieder. Zusammen mit Kurt Groenewold und Wolf-Dieter Reinhard gründete er eine Kanzlei

und war nun in »Antidemonstrationsprozessen« für die APO tätig. Weil sie auch RAF-Mitglieder rechtlich vertrat, geriet die Kanzlei unter starken politischen Beschuß.

1971 wurde Degenhardt wegen eines Wahlkampfaufrufes zugunsten der 1968 als DKP wiedergegründeten Kommunistischen Partei aus der SPD, in die er 1961 eingetreten war, ausgeschlossen. Hintergrund war der antikommunistische »Unvereinbarkeitsbeschuß« des SPD-Bundesvorstandes vom November 1970. In einem FAZ-Interview vom 23. Juli 1971 begegnete er dem Vorwurf der Illoyalität mit der Aussage, er empfinde »Solidarität mit den rechten Parteiführern vom Schlage Schmidt, Schiller und Leber als Zumutung«. In den Folgejahren verstand sich Degenhardt als »parteiloser Angehöriger eines Volksfrontbündnisses«. 1978 trat er schließlich der DKP bei, weil man in seiner Familie Politik traditionell in einer Partei gemacht habe, »sonst geht es nicht«, und weil »hier die Kontakte zu den anderen KP zusammenliefen und der historische Bezug auf die alte KPD am deutlichsten war«.4

Im Zuge der Erschöpfung der globalen linken Vorwärtsepoche (1965–1975) und der neoliberalen Wende, des wiederaufgeheizten Kalten Krieges, der sich im Tschernobyl-Reaktorunfall manifestierenden Krisensymptome im real existierenden Sozialismus bis zu dessen Zusammenbruch wurde Degenhardt als bekennender Kommunist nun ungeachtet seiner ästhetischen Qualität von den öffentlich-rechtlichen und den neu entstandenen privaten Medien zunehmend ausgegrenzt. In seiner bewegenden Auseinandersetzung mit der Deutschland-Thematik »Unser Land« sang er 1980: »Aus diesem Land sind meine Lieder, die der Rundfunk nicht mehr bringt«.

Der DKP, die in dieser Zeit einen ihre politische Bedeutung weit übersteigenden Einfluß auf die Schriftsteller- und Künstlerszene entfaltete, blieb Degenhardt im Gegensatz zu vielen seiner Kollegen lebenslang treu. Die Gründe, die er 1990 für seine Entscheidung nannte, erinnern an Eric Hobsbawms Verbleib in der britischen KP nach den Ereignissen von Ungarn 1956: »Es gibt einen ganz wichtigen Unterschied zwischen der DKP und der alten SED: Eine DKP-Mitgliedschaft hat eine Karriere in der Regel beendet oder verhindert. Das garantierte (...) in gewisser Weise eine Positivauslese. Daß ich heute noch in der Partei organisiert bin, ist Ausdruck meiner Loyalität zu ihr. Ich habe zu oft erlebt, daß in Krisenzeiten, im Kalten Krieg, als die Berufsverbote griffen, nach dem Deutschen Herbst, Menschen ihre Gruppen und Organisationen verlassen haben. Ich fühlte mich nicht wohl auf der Seite der ewigen Austreter. Anfangs habe ich gesagt: ›Jetzt aus der Partei austreten, das macht nur Pack.‹ Das nehme ich zurück. Viele der Genossinnen und Genossen haben gute Gründe – aber ich möchte es ihnen nicht gleich tun.«5

Trotz der politisch-medialen Zensur festigte Degenhardt seinen Ruf als einer der auch international bekanntesten Liedermacher in Westdeutschland und wurde mit zahlreichen Preisen ausgezeichnet: 1970 erhielt er den Deutschen Schallplattenpreis, 1980 und 2008 den Preis der deutschen Schallplattenkritik, 1983 den deutschen Kleinkunstpreis und 1986, 1988 sowie 1995 den SWF-Liederpreis für »Die Lehrerin«, »Lied für die ich es sing« sowie »Ja, es gibt diese Abende noch«.

Lob des Rebellischen

Stilistisch begann Degenhardt mit Balladen und Chansons in der Tradition François Villons und des alten Bänkelsangs und der Vagantenlieder. Der marxistische Theoretiker Leo Kofler bezeichnete ihn in seinem Aufsatz »Gibt es heute noch Kunst?« als »Grotesk-Sänger«. Degenhardts Bezüge rührten aus einer besonderen Frankophilie her, die Anfang der 1950er Jahre aus zahlreichen Frankreich-Reisen und der Schwärmerei für den französischen Existentialismus sowie Georges Simenon entstanden war. Sie verdichtete sich in der besonderen Zuneigung zum Werk des französischen Chansonniers Georges Brassens, mit dem er wiederum die Liebe zu Villon teilte. Ein Anschluß an die deutsche Volksliedkultur verbot sich aufgrund ihrer Instrumentalisierung durch den Faschismus. Auch zu den traditionellen Arbeiterliedern stand Degenhardt zunächst in einem gewissen Distanzverhältnis, weil ihre (teils selbst alten Militärmärschen entlehnten) Melodien von den

Nazis geraubt und mit neuen Texten unterlegt worden waren.⁶ Seine französische Ader brachte Degenhardt, auch wenn er in den fünfziger Jahren selber für Swing und Bebop schwärmte und in Tanzkapellen spielte, in einen gewissen Gegensatz zur verbreiteten Orientierung der kritischen Jugend der 50er und 60er Jahre an der Jazz- und später Rock'n'Roll-, Beat- und Folkkultur der angloamerikanischen Welt. Derselben Ader entsprang die gelegentlich kritisierte Melodiosität, die Degenhardt bald bekannter werden ließ als die ihn beeinflussenden Liedermacher.

In seiner frühen, mit mythischen und grotesken Bildern operierenden, expressionistischen Ästhetik behandelte Degenhardt satirisch, ideologiekritisch und mit psychologischer Sensibilität (vgl. auch das spätere »Original und Kopie« und die Autoritarismuskritik in »Glasbruch«) die kleinbürgerlichen Normen der »spätkapitalistischen« Gesellschaft seiner Epoche, die vor dem spezifischen Hintergrund des fordistisch-keynesianischen Klassenkompromisses von dem einstweiligen Aufstieg der Arbeiterklasse in die »Wohlstands-« bzw. »nivellierte Mittelstandsgesellschaft« (Helmut Schelsky) geprägt war. Degenhardt reflektierte hier ein in den 50er und 60er Jahren verbreitetes und in der Frankfurter Schule und dem französischen Strukturalismus theoretisch gefaßtes Epochengefühl des gesellschaftlichen Stillstands und scheinbaren Verlusts der subversiven bzw. revolutionären gesellschaftlichen Kräfte, v.a. der organisierten Arbeiterbewegung. Von Degenhardt kritisiert wurde damals die individualistische und privatistische Vergleichsobsession und Konsumkonkurrenz der Kleinbürger und verkleinbürgerlichten Proletarier untereinander (der gepflegtere Garten, die teurere Urlaubsreise, das größere Auto etc.) sowie ihre Untertanenmentalität und die damit korrelierende Ausgrenzung des Andersartigen und Unangepaßten. Die idealtypische Figur des sozial aufgestiegenen, untertänigen und gewieft anpassungsfähigen Opportunisten ist der fiktive Charakter Horsti Schmandhoff, der zum ersten Mal 1966 im gleichnamigen Lied, später in »Die Kumpanen von Horsti Schmandhoff« und zuletzt 1998 in »Der Stenz« auftritt. Gegen die dominierende kleinbürgerliche Mentalität machte Degenhardt das Dissidente, Rebellische, Ausbrechende stark.⁷ Gleichzeitig war er sich schon früh über ein Phänomen im klaren, das Georg Lukács in »Die Zerstörung der Vernunft« am Beispiel Nietzsches als kleinbürgerlich-individualistische »Hyperrebellion« beschrieben hat, bei der das Unbehagen in der Kultur und die Verwerfung der Bürgerlichkeit auch in die Barbarei eines massenfeindlich-neoaristokratischen Sozialdarwinismus à la Maximilian Harden umschlagen kann, sofern ihr der Anschluß an die subalternen Kollektivsubjekte mißlingt.⁸

Die antikleinbürgerliche Lebensfreude steht bei Degenhardt häufig im Zusammenhang mit dem Genuß alkoholischer Getränke, v.a. Wein und Schnaps, aber auch Bier, so z.B. in »Weintrinker«, »Adieu Kumpanen« und »Alla Kumpanen – Sangesbrüder«. In Degenhardts Liedern begreifen sich die subversiven Einzelpersonen als gegen den Zeitgeist stehende, verschworene Kumpane, später auch als politische Genossen.

Hinwendung zum Marxismus

Die Auseinandersetzung mit der Kleinbürgerlichkeit war auch biographisch bedingt: »Meine Vorfahren und Verwandten stammen fast alle aus dem Sauerland, Land- und Waldarbeiter, kleine Kötter. Als sie in die Städte kamen, wurden die Frauen Dienstmädchen bei Herrschaften, die Männer wurden selbständige Handwerker, Schuster, Schneider, Schreiner, machten aber fast alle Pleite und landeten in der Fabrik, dem ›Schwelmer Eisenwerk«. Meine Großmutter väterlicherseits, eine unglaublich aufstiegsbewußte, aktive Tagelöhnertochter, heiratete in zweiter Ehe meinen Großvater, einen Buchhalter im Eisenwerk. Sie schaffte es, ihre beiden Söhne das Gymnasium besuchen zu lassen. Ich habe jahrelang mit ihr im selben Bett, das heißt, im Bett ihres verstorbenen Mannes, links neben ihr geschlafen, liebte und haßte sie und beneidete sie wohl auch. Sie stand auf meiner Seite im Kampf gegen meine Mutter, die launisch und gewalttätig, ja grausam war, aber ihrerseits sehr litt unter der leisen, pingeligen, sanften Art meines Vaters, dem sie immer Anpasserei und Duckmäusertum vorwarf.«⁹

Im Zuge der Wiederentdeckung und massenhaften Verbreitung des Marxismus in der BRD in der zweiten Hälfte der 1960er Jahre wurden auch Degenhardts Texte und Politik marxistischer. In Saarbrücken hatte er den »Republikanischen Club« mitgegründet, wo Intellektuelle aus den verschiedensten Fakultäten die marxistischen Klassiker lasen.¹⁰ Aus der zuvor beschriebenen, altersbedingten Distanz wurde ab 1967/68 zunehmend ein Bruch mit dem an der angelsächsischen Kultur orientierten, antiautoritären und kulturell-jugendrevoltierenden Flügel der 68er-Bewegung (»Die Wallfahrt zum Big Zeppelin«, vgl. auch das spätere »Reggae«). Die Hinwendung zur sozialen Frage und zum Marxismus und (Traditions-)Kommunismus wurde nun – wie das Beispiel »Ballade von den Weißmachern« illustriert – prononcierter. Damit einher ging eine stärkere Annäherung an die Arbeiterbewegung und wachsende Sympathien für den vormals kritisierten Realsozialismus, was sich an den Liedern »Für wen ich singe«, »Fast autobiographischer Lebenslauf eines westdeutschen Linken« und »Ja, dieses Deutschland meine ich« ablesen läßt. Seine bisherige Distanz zum Realsozialismus leitete Degenhardt dabei von seiner eigenen kleinbürgerlichen Herkunft ab. So heißt es in einem Interview aus dem Jahre 1985 selbstkritisch: »Ich war mir übrigens schon sehr früh über die Bedeutung des sozialistischen Aufbaus in der SBZ und späteren DDR im klaren, wo auf einem Teilgebiet des ehemaligen deutschen Reiches die Macht von deutschen Kommunisten zwar nicht selbst erkämpft, aber eben doch ausgeübt wurde. Wie den meisten Nicht-Kommunisten mißfielen mir aber die Methoden der Machtausübung, auch die Formen, in denen sie sich darstellte. Ich kam ja nicht aus der Arbeiterbewegung, hatte nicht deren Stallgeruch, war ihr nur später beigetreten. Und dem revolutionären Teil der deutschen Arbeiterbewegung stand ich besonders fremdelnd gegenüber, sicher auch zum Teil noch Opfer der Totalitarismuspropaganda im Kalten Krieg. Ich kannte das Kommunistische Manifest und war schon einverstanden mit jener Assoziation, worin die freie Entwicklung eines jeden, die Bedingung für die freie Entwicklung aller ist. Aber wo war das verwirklicht in den sozialistischen Staaten? Die Schwierigkeiten beim Aufbau des Sozialismus, die Lage, eine aggressive internationale Bourgeoisie, die alles veranstaltete, um den Sozialismus vom Erdboden verschwinden zu lassen, den Anteil der besonders aggressiven deutschen Bourgeoisie daran, aber auch die besonderen Schwierigkeiten, den Sozialismus mit Deutschen zu machen, das alles verstand ich damals noch nicht. Wir waren äußerst freigiebig mit Ratschlägen an unsere Genossen von El Salvador bis Wladiwostok, von Johannesburg bis Godhab, wo es lang zu gehen hatte, Lichtjahre entfernt von den wirklichen Verhältnissen, von der Macht gar nicht zu reden. Dazu kam unsere ›I-wanna-be-free-man-Mentalität‹, die nicht nur dem Individualismussyndrom von Zwischenexistenzschichten und noch verstärkt einer Bohème, der wir uns verpflichtet fühlten, entsprang. Bei vielen von uns war sie geprägt durch die traumatische Erfahrung des Faschismus, und wir sahen in den sozialistischen Staaten, der DDR vor allem, wieder Aufmärsche (...). Ich machte mir nicht klar (...), daß diese Formen kollektiver Äußerung und Machtdarstellung von den Nazis zwecks Herstellung eines Massenkonsenses, bloß mit inhaltlichen Veränderungen, übernommen worden waren. Und all das kam selbstverständlich damals auch in meinen Liedern zum Ausdruck.«¹¹

1 Das Spannungsfeld des politischen Liedes reicht je nach politischer Konjunktur von der Verständigung über den Status quo und seine Widersprüche über die Subversion des Bestehenden mit den Mitteln der Ästhetik (Spottlied, Schmählied, Satire) bis zur Erschaffung eines kollektiven Willens (Kampflied)

2 Matthias Altenburg, Fremde Mütter, fremde Väter, fremdes Land. Degenhardt, Elsner, Haslinger, Piwitt, Rauter, Schneider, Vesper im Gespräch mit Matthias Altenburg, Hamburg 1985, S. 79

3 Zu Degenhardts Erinnerungen an den Antifaschismus seiner Eltern vgl. ebd., S.78 f.

4 Vgl. auch Altenburg, ebd., S.89 sowie konkret 9/90, S. 54

5 Vgl. konkret, 9/90, S. 54 [[Anm. cubfreundschaft.de: Komplettes konkret-Interview siehe weiter unten](http://Anm.cubfreundschaft.de:Komplettes_konkret-Interview_siehe_weiter_unten)]

6 Vgl. das Lied »Die alten Lieder« sowie das Interview »Wie aus einer fremden Galaxie«, in: Hamburger Morgenpost, 29.11.2006

7 Vgl. seine Aussagen in Altenburg 1985, S. 92 f.

8 Besonders zeigt sich dies in zwei frühen Liedern: »Tarantella« und »Der Bauchladenmann« (beide von 1963)

9 Zit. nach Altenburg 1985, S. 80

10 Vgl. ebd., S. 84

11 Zit. nach Altenburg 1985, S. 87 ff.

Ingar Solty ist Politikwissenschaftler, Redakteur von Das Argument und promoviert an der York University in Toronto. Seine Arbeitsschwerpunkte sind Internationale Politische Ökonomie, Politische Soziologie, Politische Theorie und Politische Ästhetik

Teil II (und Schluß) folgt Montag



Quelle:

,05.12.2011 / Thema / Seite 10

Chronist der Kämpfe

Franz Josef Degenhardt: Ein Klassiker der Nachkriegsliteratur. Teil 2 (und Schluß): Proletarische Parteilichkeit

Von Ingar Solty



Lob der Standhaftigkeit: Franz Josef Degenhardt (1931–2011) in seinem Haus im schleswig-holsteinischen Quickborn (19.11.1981)

Foto: dpa

In der zweiten Hälfte der 1960er Jahre wendet sich Franz Josef Degenhardt – auch unter dem Eindruck der Studentenrevolte – stärker politischen Zeitfragen zu: Remilitarisierung und Ostermarschbewegung (»Diesmal«), NPD und Neofaschismus (»Wölfe mitten im Mai«), Vietnamkrieg (»Ein schönes Lied«; »P.T. aus Arizona«; »Das Ereignis am Mondfalterfluß«), Neue Linke (»Vatis Argumente«, »2. Juni 1967«, »Notar Bolamus«), Antiimperialismus (»Fiesta Peruana«, »Station Chile«, »Diesmal Grenada«), Antifaschismus und Internationalismus (»Portugal«; »Grandola vila morena«; »Für Mikis Theodorakis«) und Freundschaft zur Sowjetunion (»Wolgograd«; »Kommt an den Tisch unter Pflaumenbäumen«).

Die ursprüngliche Form seiner Lieder wandelte sich um 1968 zum »Schmählid« (»Wenn der Senator erzählt«), zur didaktischen Ballade, Moritat und zum politischen Kampflied. In der Hochphase scheinbar revolutionärer Revolten 1968 erschienen Degenhardt »Zwischentöne« gar als »Krampf im Klassenkampf«, den er auf Weltebene sich vollziehen sah. Degenhardts Wende zum expliziten Propagandadichter und Agitationskünstler war auch Folgewirkung von Gesprächen mit Rudi Dutschke, Kittner, Neuss, Biermann und Süverkrüp.

Degenhardt erschienen seine Texte in jener Zeit zunehmend als »bildungsphiliströs«, und er versuchte, ihnen eine Brechtsche »Nutzanwendung« zu verleihen.¹ Einen Teil seiner Gage überwies er gleich auf ein Konto in Hanoi. Später reflektierte er selbstkritisch, dass seine Texte in dieser Zeit an Qualität eingebüßt hätten.

Porträts von Aufrechten

Den bürgerlichen Medien, die den »Bänkelsänger« (Die Welt, 16.12.1966) und »Chansonnier« (Publik, 25.4.1969) noch verehrt hatten, blieb Degenhardts politisch-ästhetische Wende nicht verborgen. Die Frankfurter Rundschau entdeckte den »neuen Franz Josef Degenhardt« (21.2.1970), der »[v]om privaten zum politischen Protest« (Tat, 11.10.1969) übergegangen sei; und während Bernt Engelmann affirmierend verkündete, »[s]eine Lieder sind politischer geworden« (Westfälische Rundschau, 25./26.1.1969), wandte man sich in den bürgerlichen Tageszeitungen zunehmend von ihm ab und dem »[U]ntersagen und Verschweigen« zu (Thomas Rothschild in der Frankfurter Rundschau, 23.3.1982). Die Mittel der Zensur und Kontrolle waren dabei nicht immer filigran. So verlangte beispielsweise im Anschluß an einen Schweinfurter Auftritt Degenhardts die CSU einen »Einfluß auf den Theaterspielplan« (Süddeutsche Zeitung, 23./24.1.1971).

Die Kritik an der eigenen Wende und auch andere Kritiken an der Form und dem Inhalt seiner Lieder griff Degenhardt regelmäßig persiflierend auf (»Große Schimpflitanei«). Das kontinuierliche Moment in der Wende blieb das Motiv des Randständigen und Dissidenten. Mit der Hinwendung zu Arbeiterbewegung und Marxismus verlagerte es sich bloß. Das jenseits der strohfeuerartigen, kapitalistisch integrierbaren und im Neoliberalismus als neuer sozial-ökonomischer Ordnung eingeschriebenen Kulturrevolte der Sechziger dauerhaft Dissidente sah Degenhardt nun in dem im Westen mit Menschenrechtsverbrechen wie Berufsverboten verfolgten kommunistischen Flügel der Arbeiterbewegung. In seinen Liedern und Romanen erschuf er nun regelmäßig wiederkehrende aufrechte Kommunisten, denen – teilweise fiktiv, teilweise auf historischen Personen beruhend – er zahlreiche »Porträts« widmete. Hierzu gehören »Rudi Schulte«, »Natascha Speckenbach«, der »listige Lehrer«, der schwule »Edelweißpirat Nevada-Kid« und der Protagonist in »Als Kommunist«. Teilweise verwendete Degenhardt auch die Balladenform und historische Vorbilder zur Darstellung idealrevolutionären Verhaltens, so z.B. in der »Ballade vom Bauernführer Joß Fritz oder Legende von der revolutionären Geduld und Zähigkeit und vom richtigen Zeitpunkt«. Viele Texte waren dabei von zeitloser Tiermetaphorik geprägt: Mauersegler, rote Hähne, Hunde, Schweine, Eulen, Wölfe, Schafe und viele Spezies mehr gehören zu Degenhardts Artenvielfalt.

Gegenwartsschriftsteller

In dieser Phase etablierte sich Degenhardt auch äußerst erfolgreich als Romanschriftsteller, der immer wieder Autobiographisches in seinen Romanen, in denen häufig »Linksanwälte« oder Liedermacher als Protagonisten auftreten, verarbeitete. Auf »Zündschnüre« folgte 1975 der brillante Roman »Brandstellen«, in dem Degenhardt den Kampf einer Bürgerinitiative gegen einen NATO-Truppenübungsplatz im Emsland schilderte. Der bedeutende DDR-Regisseur und Kameramann Horst E. Brandt – bekannt u.a. durch seine Regiearbeit an der epischen DFF-Produktion »Krupp und Krause« sowie dem »Rote-Kapelle«-Film »KLK an PTX« – verfilmte den Stoff 1977 für die DEFA.

1976 ließ Degenhardt, der als Kind für Eskimos geschwärmt hatte, sein subversives Kinderbuch folgen: »Petroleum und Robbenöl oder wie Mayak der Eskimo kam und mein verrückter Vater wieder gesund wurde«. Mit »Die Misshandlung« oder Der freihändige Gang über das Gelände der S-Bahn-Brücke« etablierte sich Degenhardt 1979 endgültig als bedeutender deutschsprachiger Gegenwartsschriftsteller. Sein Roman über einen Fall von Kindesmißhandlung schilderte nicht nur in beeindruckender Prägnanz den Bewußtseinswandel des mit diesem betrauten Staatsanwalt, sondern verdichtete die gegensätzlichen Auffassungen der Linken und Rechten und der beiden deutschen Staaten

über die fortschrittlichste Form der Kindererziehung als zu vergesellschaftende Reproduktion oder individuell zu bewältigende Familienaufgabe mit entsprechenden Rechten.

Im Kontext des Endes der linken Vorwärts-epoche und der Aufhebung des historischen Kompromisses zwischen Kapital und Arbeit Ende der 1970er deutete sich bei Degenhardt eine partielle Rückbesinnung auf die expressionistische Form der Frühphase an. Die politische Kritik vom kommunistischen Standpunkt blieb jedoch selten weit unter der Oberfläche – so z.B. im bemerkenswerten »Rondo Pastorale« in bezug auf die entpolitisierte lebensreformerische Alternativbewegung. Dem Neoliberalismus und der Rolle der Kulturrevolte der 1960er Jahre für ihr spezifisches Zustandekommen qua Kooptation begegnete Degenhardt mit einer besonderen, früherkennenden Sensibilität. Reflektiert wurde der neoliberale Umbruch auf verschiedene Weise: als Fabel »von den Hirten und den Wölfen«, als politischer Aufruf im verblüffend vorausschauenden »Arbeitslosigkeit« und als ideologiekritisches Rollenspiel in »Drumherumgerede«, in dem Degenhardt die fordistische Nachkriegsgeschichte aus der Perspektive der deutschen Bourgeoisie schildert. Später ließ Degenhardt diesem Lied das ähnlich gelagerte »Die Party ist vorbei« folgen.² Formal ließ sich Degenhardt in dieser Phase von einer Band unterstützen, die aufwendigere Kompositionen ermöglichte. In späterer Zeit und bis zuletzt hat sein jüngster Sohn Kai, der genauso wie sein Bruder Jan als Rechtsanwalt und Liedermacher in die Fußstapfen des Vaters trat, ihn musikalisch begleitet und seine Lieder mitarrangiert.

Über den Kapitalismus hinaus

Inhaltlich in den Vordergrund rückte nun die historisch-politische Selbstverortung als Kommunist, die Erinnerung an die der Vergessenheit überantwortete Geschichte und der kommunistisch orientierte, eingreifend denkende Kommentar zu den Neuen Sozialen Bewegungen als den Vorläufern der Grünen, welche die Arbeiterklasse als revolutionäres Subjekt abzulösen beabsichtigten. So entstanden kritisch-solidarische Lieder wie z.B. »Es denken die Leute von gestern wieder an morgen« über die Friedensbewegung, »Im Gonsbachtal« über die Umweltbewegung und »Von der letzten autonomen Selbstbestimmungsrepublik« über die Autonomen. Das Ziel blieb dabei stets die Begründung der Notwendigkeit, die -Einzelaspektbewegungen in ein systemtransformierendes Projekt zu bündeln. Vom Irrweg des kleinbürgerlichen Linksterrorismus der Rote Armee Fraktion oder der Bewegung 2. Juni, den Degenhardt »schon immer für falsch gehalten« hatte (Konkret 9/90, S.54), distanzierte er sich im spöttischen »Bumser Pacco«. Gleichzeitig betonte er – u.a. auch in »Botschaft an eine Enkelin« (über Ulrike Meinhof) – immer wieder, dass er die Analysen des RAF-Umfelds in bezug auf die Konjunkturen des Imperialismus teile bzw. geteilt habe und sprach im Fernsehen ganz offen über seine Bewunderung für die Uneigennützigkeit und letzte Konsequenz ihrer Mitglieder.

In diese Phase der neoliberalen Wende und der Neuen Sozialen Bewegungen fallen auch Degenhardts vierter und fünfter Roman. Im Kontext der zunehmenden Kommerzialisierung der Kultur, die sich mit der Privatisierung des Fernsehens später ungehindert Bahn bricht, schildert Degenhardt im 1982 erschienenen Roman »Der Liedermacher« die Geschichte eines Musikers, der sich im Feld der kommerzialisierten Musik bewegt und versucht, künstlerisch-politischen Anspruch und wirtschaftliches Überleben in Einklang zu bringen. Drei Jahre später erscheint mit »Die Abholzung« eine Mischung aus Kriminalgeschichte und Science-Fiction-Roman, die von einem Zeitreisenden handelt, der in die 1980er Jahre zurückkehrt und in einen Protest der Umweltbewegung involviert wird.

Ab 1982/83 und verstärkt seit 1985 zeigte sich Degenhardt verinnerlichter. In dieser Phase wandte er sich besonders der linken Romantik Brassens zu und nahm mit »Junge Paare auf Bänken« 1986 ein Album mit Coverversionen von Brassens-Liedern auf. Da gerade einige von Degenhardts harmonischsten Liedern wie z.B. »Lied für die ich es sing«, »Das Testament«, »Junge Paare auf Bänken«, »Ich mach' mich ganz klein«, »Der Gorilla« und »Rosen im Schnee«, um nur einige zu nennen, auf Melodien von Brassens beruhen, versammelte er hier einige seiner spielfreudigsten Stücke. Degenhardts bildhaft-

ausdrucksstarke Texte dieser Phase prägten nun wehmütig-trotzige Eindrücke des gesellschaftlichen Wandels durch Deindustrialisierung und Tertiarisierung, Migration, Privatfernsehen, veränderte Konsummuster usw. Ein zentraler Topos hierbei wurde – nachzuhören etwa in »Nach 30 Jahren zurückgekehrt«, »Zeitzeuge Jahrgang 00«, »Heimweh-Blues« und »Brunnen-Rondo« – die Dialektik der systemischen Identität und phänomenologisch permanenten Veränderung kapitalistischer Klassengesellschaften. Dem unaufhaltsamen dialektischen Wandel des Bestehenden begegnete Degenhardt seither mit einer Mischung aus Lust und Leiden.

Abschied von der DDR

Der Zusammenbruch des Realsozialismus, dem Degenhardt bis zuletzt die Treue hielt, war das einschneidende historische Ereignis seines Spätwerks. Seine Verarbeitung prägen die zehn nach 1989 erschienenen Alben stark. Im Jahr des Anschlusses der DDR brachte Degenhardt, der in den -Medien wie viele seiner Kollegen mit -Triumphgebrüll und Distanzierungsaufforderungen arg verfolgt wurde, seine Position in einer ausgewogenen Mischung aus Standhaftigkeit und Selbstkritik zum Ausdruck: »Mich hat, als absehbar war, dass die [68er-]Bewegung auslaufen würde, hauptsächlich die Frage der Organisierung interessiert, und in diesem Zusammenhang hat die DDR eine gewisse Rolle gespielt, vor allem als Relais- und Hilfsstation im antiimperialistischen Kampf: Die DDR zum Beispiel unterstützte die Befreiungsbewegungen vom Vietcong bis zum ANC, die BRD dagegen die reaktionären Regime. Die DDR nahm, anders als die BRD, nicht über die kapitalistische Weltwirtschaft an der Ausbeutung des Trikonts teil; in der DDR waren Leute aus dem revolutionären Teil der deutschen Arbeiterbewegung an der Macht, hier die traditionellen Eliten usw. Das war wichtig. Die inneren Verhältnisse in der DDR, etwa ob der Herr Müller in Leipzig Bananen kaufen konnte oder nicht, auch die fehlende Öffentlichkeit dort, haben mich nicht interessiert. Das war offensichtlich ein schwerer Fehler. Ich und andere haben zwar gelegentlich kritische Anmerkungen gemacht, aber wir hätten nachdrücklich und vehement immer wieder feststellen müssen, dass zum Satz der Gegensatz gehört, und zwar öffentlich. Andere Gruppen in der westdeutschen Linken, wie zum Beispiel der Kommunistische Bund, haben das früher begriffen.« (Konkret, 9/90, S.54)

Degenhardts Blick richtete sich aber im gleichen Maße nach vorn. Weitere zentrale Topoi bildeten nun die gesamtgesellschaftliche Entpolitisierung und politische Rechtswende (»Wie weiter?«, »Sommerlied«, »Herbstlied«, »Tango du Midi«, »Die Lehrerin«, »Wer zu spät kommt«, etc.), der neue Nationalismus und Rassismus der 80er und frühen 90er Jahre (»Deutsches Bekenntnis (alle 30 bis 50 Jahre zu wiederholen)«, »Deutscher zu sein«, »Aber Katja lebt noch«, »An der Haltestelle«), die Remilitarisierung der deutschen Außenpolitik (»Friedensidioten«, »Eigentlich unglaublich«, »Nachhilfestunde«), der postmodern-ironische Relativismus und Nihilismus und der in dessen Vakuum zunehmend erblühende Autoritarismus (»Warum denn auch nicht«, »Café nach dem Fall«). Hinzu kam der Appell an und die Zelebrierung der Standhaftigkeit des Kommunisten auch nach dem Zusammenbruch des real existierenden Sozialismus, die gespeist wurde durch die bis zum Ende gebliebene und noch verstärkte Überzeugung von der Notwendigkeit der Überwindung der kapitalistischen durch eine sozialistische Wirtschafts- und Gesellschaftsordnung mit dem Ziel des Kommunismus. Dabei spielte stets eine ganz zentrale Rolle die Auseinandersetzung mit den Erfolgen der 68er Kulturlinken, der Niederlage des 68er Sozialismus, dem scheinbaren Status des Übriggebliebenseins und persönlichen Gefühlen der Altbackenheit und des Altwerdens in einer als unverständlich geschilderten neuen Welt des angloamerikanischen Konsumindividualismus und der schrill-oberflächlichen Spektakelgesellschaft, die dabei doch die alte bleibt.

»Da müssen wir durch«

Degenhardts Hoffnung ruhte bis zuletzt auf der »Urenkelgeneration«, die es gemäß des Geyer-Lieds aus den Deutschen Bauernkriegen »besser ausfechten wird«. In zahlreichen Liedern besingt Degenhardt – teils beschwörend, teils ehrlich optimistisch – die Zukunft des

gesellschaftlichen Freiheitskampfes mit dem langen Atem über die Krise des Sozialismus hinaus, so z.B. in »Es hat sich doch was getan«, »Da müssen wir durch«, »Von der Fahne«, »Später«, »Und am Ende wieder leben«, »Am Fluß«, »Geht's nicht auch so«, »Weiter im Text«, »Ich ging im letzten Mai«, »Kommt, ihr Gespielen« oder Brechts »An den Schwankenden«. Eine konkrete Reflexion der historischen Fehler und spezifischen Bedingungen für einen neuen »Sozialismus des 21. Jahrhundert« findet nur am Rande statt, so z.B. in »Am Grab«. Die neue, alte soziale Frage im zunehmend hegemoniekriselnden Neoliberalismus reflektierte Degenhardt vor allem seit Ende der 90er Jahre in Liedern wie »So what«, »Go East« oder »Digitaler Bohemien«.

Eine gewachsene Bedeutung erlangte in dieser Spätphase das Parlando, der erzählende Sprechgesang, häufig in Begleitung einer seit den 60er Jahren verwendeten Akkordzerlegung. Auch die Verarbeitung der Minnesang-, Bänkelsang und historisch-politischen Liedtradition gewann in dieser Phase an Bedeutung. So stammen aus dieser Zeit Vertonungen nicht nur von Herwegh, Jean-Baptiste Clement, Brecht, Hacks und Colin Wilkie, sondern auch von Eichendorff, Jörg Graff, Klaus Groth, Gryphius, Johann Christian Günther, Dem Kürenberger, Nikolaus Lenau, Detlev von Liliencron, Fritz Sotke, Walther von der Vogelweide und Oswald von Wolkenstein.

Vor dem Hintergrund der Erfahrungen mit den unzähligen Intellektuellen und DKP-Genossen, die sich nach dem Mauerfall ihrer kommunistischen Vergangenheit entledigten, und der nationalistischen Tendenzen zur selben Zeit entstand Degenhardts sechster Roman »Der Mann aus Fallersleben: Die Lieben des August Heinrich Hoffmann«, der 1991 erschien. In dieser aufwendig recherchierten und in Romanform gestalteten Biographie des »Deutschlandlied«-Verfassers befaßte sich Degenhardt mit der Widersprüchlichkeit der Intellektuellen in den Klassenauseinandersetzungen und ihrem Oszillieren zwischen Rebellion und Anpassung. Mit dem Abstand von einem knappen Jahrzehnt näherte sich Degenhardt jenen Schicksalsjahren der Krise des Sozialismus und des voreiligen kapitalistischen Triumphs auch in Prosaform. Sein letzter Roman »Für ewig und drei Tage« (1999) ist eine zur Zeit des Zusammenbruchs des Realsozialismus spielende Familiensaga, in der die Geschichte des »kurzen zwanzigsten Jahrhunderts« (Eric Hobsbawm) anhand einer Familie der herrschenden Klasse nachempfunden wird. Sein Liedwerk schloß im ersten Jahr der Krise des globalen Kapitalismus 2008 das Album »Dreizehnbogen« ab. Die zu immer tieferen Krisen drängende, grundsätzlich unlösbare Überakkumulationsproblematik des Kapitalismus, mit der dieser die Menschheit an den Rand einer Zivilisationskrise treibt, beschrieb Degenhardt hier noch einmal eindrucksvoll in »Die Ernte droht«. Sein Werk schloß er mit einer Vertonung des kommunistischen Dichters Louis Fünberg ab, in dem dieser resümierte: »Jeder Traum, an den ich mich verschwendet/ Jeder Kampf, da ich mich nicht geschont, /Jeder Sonnenstrahl, der mich geblendet, / alles hat am Ende sich gelohnt.«

So brachte Degenhardt in seinem fast 50jährigen Schaffen ein Werk hervor, das als Chronik der Kämpfe der westdeutschen Linken und ihrer Sicht auf die globalen Kämpfe verstanden werden kann. Gerade den Nachgeborenen vererbt er damit eine unerschöpfliche Fundgrube, die einen Zugang zur Lebensweise und Gefühlswelt der fordistischen und neoliberalen Phase des Kapitalismus liefert, wie ihn kein geschichtlicher Epochenüberblick leisten kann. Das macht Degenhardts Werk zu einem Erkenntnismedium, das uns begreifen hilft, wie wir in diese empörende Gegenwart kamen. Mit diesem Rüstzeug bahnen wir uns heute einen Weg in eine bessere Zukunft. Dabei bleibt Degenhardts Werk unentbehrliche politisch-ästhetische Inspiration. Denn solange der Kapitalismus besteht, wird es nichts an Aktualität einbüßende Zukunftsmusik sein.

In »Das Testament« sang Degenhardt einst, ihm sei es »gleich, ob Ihr mich nun zur Legende macht oder ob Ihr mich vergeßt«. Eine Legende war er zum Unbehagen der Herrschenden für viele Beherrschte schon zu Lebzeiten. Sollte der Kommunismus, so wie er ihn sich erträumte, dereinst Wirklichkeit werden und die große Dialektik des Klassengegensatzes zu Grabe tragen, dann wird der Name Franz Josef Degenhardt so viele öffentliche Plätze,

Schulen und Universitäten zieren, wie heute schon die Namen seiner dialektischen Mentoren: Leibniz und Hegel. Und natürlich Karl Marx.

1 Vgl. Konkret 9/90, S.54 [[Anm. cubfreundschaft.de: Komplettes konkret-Interview siehe weiter unten](http://Anm.cubfreundschaft.de:Komplettes_konkret-Interview_siehe_weiter_unten)]

2 Nach der Kooptation der 68er durch den Neoliberalismus urteilte Degenhardt in einem Konkret-Interview 1990: »[I]ch bin (im übrigen) (...) überzeugt, dass die 68er Bewegung nicht gescheitert ist. Das Ziel, die Revolution (...) wurde zwar nicht erreicht, aber dieser Mief der Adenauer-Zeit weggeblasen, das postfaschistische Klima aufgebrochen – und das war schon sehr viel. Es wurde dadurch wenigstens der Anschluß an die moderne kapitalistische Entwicklung – wie in England und Frankreich –, sagen wir: im Überbau erreicht. Das war das Ziel des breiten oppositionellen Bündnisses damals, und als es erreicht war, platzte das Bündnis. Von da aus die Widersprüche verschärfen, das wollten nur noch wenige. Aber was damals erreicht wurde, trotz alledem, erscheint mir als Fortschritt.« (Konkret, 9/90, S. 54) [[Anm. cubfreundschaft.de: Komplettes konkret-Interview siehe weiter unten](http://Anm.cubfreundschaft.de:Komplettes_konkret-Interview_siehe_weiter_unten)]

Ingar Solty ist Politikwissenschaftler, Redakteur von Das Argument und promoviert an der York University in Toronto. Seine Arbeitsschwerpunkte sind Internationale Politische Ökonomie, Politische Soziologie, Politische Theorie und Politische Ästhetik

Lied für die ich es sing

Dieses Lied ist für Pastor Klaus,
weil der ließ in sein Pastorhaus
nachts jemand, den hat er nicht gekannt,
voll Blut und Wunden, verbrannt.
Dem war der Sprengsatz zu früh explodiert
am Gleis, das zum Waffen-Exportlager führt.
Pastor Klaus hat sofort kapiert.
Die Angst hat sein' Hals zugeschnürt.

Aber er hat das Blut gestillt
und hat die Wunden gesalbt und geölt
und er linderte die Pein
mit Cannabis und rotem Wein.
Pastor Klaus, bist nur Pastor, schwach
glaubst du nur an ein Leben danach.
Doch wenn du stirbst, kommst du ganz schnell
au père éternel.

Dies Lied ist für Rosemarie,
weil bei der Kripo, da hat sie
einen einfach nicht wiedererkannt,
einen aus Morgenland.
Der war aus der Bank rausgerannt
und die Pistole noch in der Hand,
lief auf sie zu, und sie blieb stehn.
Sie hat sein Gesicht gesehn.
Aber wie er jetzt so da stand
zwischen zwei Deutschen und an der Wand
mit diesem schrecklich verlorenen Gesicht,
sagte sie: Der war es nicht.
Rosemarie, bist nur Rentnerin,
und die Belohnung, die ist jetzt hin.
Aber du lachst und weißt, deinen Lohn,
hast du ja schon.

Dieses Lied ist für die Richter, die
sich vor Raketen bei Eis und Schnee
auf die Straße setzten und sie
blockierten. Das gab es noch nie!
Solche wie ihr haben immer nur

so gerichtet, wie's immer schon war,
 und geschieht, ob der Chefpräsident
 euch winkt, eure Namen nennt.
 Ihr habt gebrochen mit diesem Brauch
 und habt gezeigt, anders geht's auch.
 Mehr ist das als nur ein Hoffnungsstrahl.
 Das funkelt und funkt überall.
 Einfache Richter seid ihr nur, doch
 eure Namen, die nennt man noch,
 wenn den Namen vom Chefpräsident
 längst keiner mehr kennt.

Dies Lied ist für Lisa, Tony und Gerd,
 haben die Schreie nicht überhört
 in jener Nacht, als das johlende Pack
 das Flüchtlingsheim angesteckt hat.
 Rannten durch Knüppel und Steine ins Haus,
 löschten und hielten so lange aus,
 bis schließlich doch Polizei auftrat,
 die Nazis nach Hause bat.
 Ihr habt noch in derselben Nacht
 die Kinder zu euch nach Hause gebracht.
 Beim Lachen und Spielen mit ihnen verflog
 die Angst und ihr tanztet dann noch.
 Es müßte die Stadt, Lisa, Tony und Gerd,
 vom Erdboden verschwinden, wenn ihr nicht wärt.
 Im Antifa-Himmel kriegt ihr zu dritt
 den Orden »Pour le Mérite«.

Und für Natascha Speckenbach
 ist dieses Lied, weil die gibt nicht nach.
 Sagt, es ginge nicht, daß sie sich schont
 im Viertel, da, wo sie jetzt wohnt.
 Geht mit den Obdachlosen aufs Amt,
 steht, meist allein, noch am Info-Stand,
 macht mit den Frauen von überall her
 Deutsch und noch Einiges mehr.
 Haare noch wie Tomatensaft,
 immer noch gibt sie den anderen Kraft.
 Aber die Ärzte geben ihr klar
 höchstens noch anderthalb Jahr.
 Natascha Speckenbach von der Ruhr,
 bist eine schlichte Genossin nur,
 aber unsterblich bist du, ganz klar,
 noch nach anderthalb Jahr.

Pastor Klaus und Rosemarie,
 Natascha, Gerd, Tony und die
 Richter, und gibt auch noch paar mehr,
 kommen von überall her.

Die machen vieles so ohne Netz
 und, wenn es Not tut, auch ohne Gesetz,
 und tun oft was ganz ungeschützt,
 was ihnen gar nicht nützt.

Überhaupt nicht auf der Höhe der Zeit,
 sind sie vor fremder Not nicht gefeit.
 Einige glauben sogar daran,
 daß man das alles noch ändern kann.

Ob das so kommt und ob das so geht,

das weiß ich nicht mehr. Ich sing nur dies Lied.
Doch ohne die, für die ich es sing,
hätt alles kein Sinn.

Französischer Text u. Musik: Georges Brassens. Deutscher Text: Franz Josef Degenhardt; -erschienen auf der LP »Da müssen wir durch« (1987), © Kulturmaschinen Verlag, Berlin

Quelle:



Wiedergutmachung der 68er

Interview mit Franz Josef Degenhardt

Seine erste Platte hat er Jahre vor dem Aufkommen der APO produziert, etlichen 68ern war er zu »reformistisch«, mit der Friedensbewegung hatte er seine Schwierigkeiten, heute macht sich Franz Josef Degenhardt Gedanken darüber, wieso ausgerechnet die Radikalen von einst die lautesten Schreier gegen alles sind, was zur DDR gehört. Oliver Tolmein sprach mit ihm über seine neue Platte (»Wer jetzt nicht tanzt«), über die DKP, den bewaffneten Kampf in der BRD und die Hoffnung auf die Urenkel

KONKRET: *Sie haben 1966 ein Lied geschrieben, »Tonio Schiawo«, in dem Sie erzählen, wie ein italienischer Arbeiter von seinen deutschen Kollegen beschimpft und schließlich umgebracht wird. In den 70er Jahren haben Sie diesen Text auf Konzerten um eine mit großem Applaus bedachte Strophe erweitert und sich von der vermeintlichen Harmlosigkeit des »guten, alten Degenhardt« ein Stückchen distanziert: Wenn sich, was bevorstehe, die Proletarier aller Länder vereinigten, werde sich die Gewalt gegen die Richtigen richten. Wie sehen Sie heute den »guten, alten Degenhardt«?*

Degenhardt: *Ich habe Lieder wie »Tonio Schiawo«, »Bauchladenmann« oder »Tarantella«, in denen ich ganz alte Bänkelsänger- und Vagantenlieder-Traditionen verarbeitet habe, kürzlich wieder angehört. Man kann sie sich heute noch anhören, weil sie — meine ich — handwerklich gut gearbeitet sind. Sie stecken allerdings voller schwerverständlicher Anspielungen und verschlungener Metaphorik, klingen mir dadurch heute manchmal zu bildungsphiliströs. Daß ich versucht habe, einigen dieser Texte in späteren Jahren — sozusagen brechtisch — eine »Nutzanwendung« zu geben, hat mit der 68er Bewegung zu tun. Viele der Aktivisten damals, zum Beispiel auch Dutschke, haben mir in Gesprächen über einzelne Lieder gesagt: »Da fehlt ein positiver Dreh, da muß noch eine optimistische Wendung her und so etwas wie Handlungsanweisung.« Nun ja. Ich tat's manchmal, aber die Lieder sind dadurch natürlich nicht besser sondern schlechter geworden. Doch wir fanden es damals wichtig. Das zählt. Später ist man immer Klugscheißer.*

Es danach immer besser zu wissen, ist sicher eine falsche Haltung — aber Fehler deswegen als unvermeidlich zu kritisieren, weil sie dem Zeitgeist entsprangen, leuchtet mir auch nicht ein.

Ich und andere hatten eine kurze Zeitlang die Vorstellung, Kunst operativ betreiben zu müssen. Das war nicht aus der Luft gegriffen, wir konnten auf eine lange Tradition, die in

die 20er Jahre, in den Vormärz und noch weiter reichte, zurückblicken und haben versucht, die aufzunehmen.

Diese Fehleinschätzung der Verhältnisse und der eigenen Möglichkeiten in ihnen hat doch zur Folge gehabt, daß die K-Gruppen z. B. eine völlig verfehlte Politik betrieben haben.

Ja, aber die radikale Linke insgesamt ist damals nicht an ihrer Art, Politik zu machen, gescheitert, sondern an den Kräfteverhältnissen: Der Feind — um das schöne altmodische Wort zu benutzen — war übermächtig. Wir hatten in den Sechzigern nur die Tradition der revolutionären Linken aus den 20er Jahren, der damals aktiven Parteien, an die wir anknüpfen konnten und wollten. Wir hatten, dachte ich, gar keine Chance, etwas anderes zu analysieren und zu tun. Die Vorgänge damals lassen sich von heute aus nur schwer verstehen: Wenn man sich zum Beispiel heute Reden von Dutschke anhört, dann ist die Faszination, die von ihm ausging, schwer zu verstehen. Man muß sich die damaligen Verhältnisse insgesamt vor Augen führen und darf nicht die heute als falsch bewerteten Verhaltensweisen der Linken aus ihrem Kontext herausreißen. Im übrigen bin ich auch überzeugt, daß die 68er Bewegung nicht gescheitert ist. Das Ziel, die Revolution — auch so ein schönes altmodisches Wort — wurde zwar nicht erreicht, aber dieser Mief der Adenauer-Zeit weggeblasen, das postfaschistische Klima aufgebrochen — und das war schon sehr viel. Es wurde dadurch wenigstens der Anschluß an die moderne kapitalistische Entwicklung — wie in England und Frankreich —, sagen wir: im Überbau erreicht. Das war das Ziel des breiten oppositionellen Bündnisses damals, und als es erreicht war, platzte das Bündnis. Von da aus die Widersprüche verschärfen, das wollten nur noch wenige. Aber was damals erreicht wurde, trotz allem, erscheint mir als Fortschritt.

Ein Fortschritt allerdings, dessen Konsequenz jetzt die Restauration eines modernisierten, machtvollen Groß-Deutschland ist...

Das konnte man nicht voraussehen. Das hat mich damals allerdings auch nicht sonderlich interessiert. Mich hat, als absehbar war, daß die Bewegung auslaufen würde, hauptsächlich die Frage der Organisation interessiert, und in diesem Zusammenhang hat die DDR eine gewisse Rolle gespielt, vor allem als Relais- und Hilfsstation im antiimperialistischen Kampf: Die DDR zum Beispiel unterstützte die Befreiungsbewegungen vom Vietkong bis zum ANC, die BRD dagegen die reaktionären Regime. Die DDR nahm, anders als die BRD, nicht über die kapitalistische Weltwirtschaft an der Ausbeutung des Trikonts teil; in der DDR waren Leute aus dem revolutionären Teil der deutschen Arbeiterbewegung an der Macht, hier die traditionellen Eliten usw. Das war wichtig. Die inneren Verhältnisse in der DDR, etwa ob der Herr Müller in Leipzig Bananen kaufen konnte oder nicht, aber auch die fehlende Öffentlichkeit dort, haben mich nicht interessiert. Das war offensichtlich ein schwerer Fehler. Ich und andere haben zwar gelegentlich kritische Anmerkungen gemacht, aber wir hätten nachdrücklich und vehement immer wieder feststellen müssen, daß zum Satz der Gegensatz gehört, und zwar öffentlich. Andere Gruppen in der westdeutschen Linken, wie zum Beispiel der Kommunistische Bund, haben das früher begriffen.

Sie sind aber weiterhin Mitglied in der DKP, die ja die BRD-Variante dieses »alten Denkens« und dieser »alten«, nicht offenen und öffentlichen Form, Politik zu machen, organisiert hat.

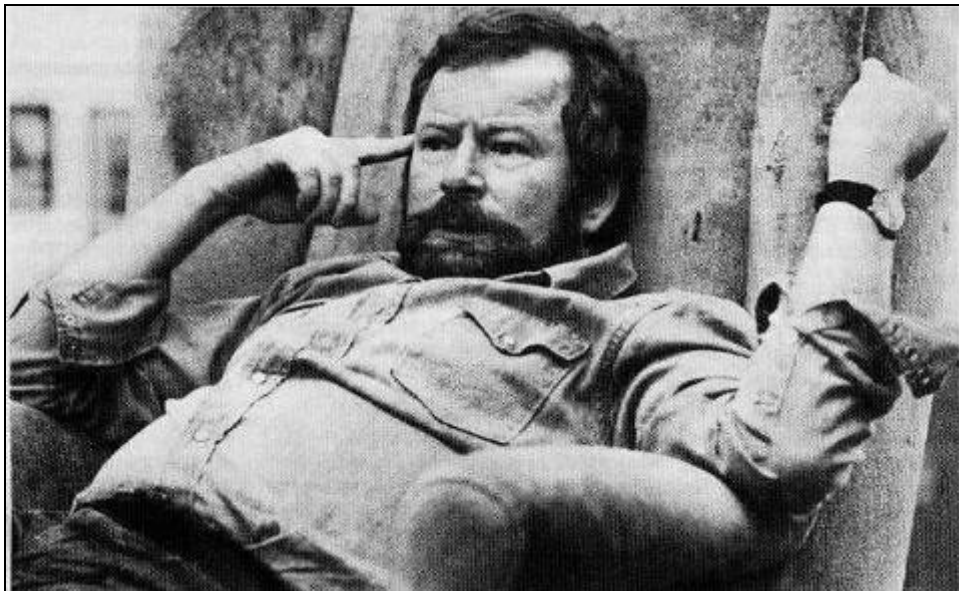
Es gibt einen ganz wichtigen Unterschied zwischen der DKP und der alten SED: Eine DKP-Mitgliedschaft hat eine Karriere in der Regel beendet oder verhindert. Das garantierte unter anderem in gewisser Weise eine Positivauslese. Daß ich heute noch in der Partei organisiert bin, ist Ausdruck meiner Loyalität zu ihr. Ich habe zu oft erlebt, daß in Krisenzeiten, im Kalten Krieg, als die Berufsverbote griffen, nach dem Deutschen Herbst, Menschen ihre Gruppen und Organisationen verlassen haben. Ich fühle mich nicht wohl auf der Seite der ewigen Austreter. Anfangs habe ich gesagt: »Jetzt aus der Partei austreten, das macht nur Pack.« Das nehme ich zurück. Viele der Genossinnen und Genossen haben gute Gründe — aber ich möchte es ihnen nicht gleichtun. Ich freue mich dagegen, wenn ich höre, daß im rassistischen Südafrika die KP legalisiert wird, daß Hammer und Sichel für die

Menschen dort Symbole der Hoffnung sind, und ich freue mich auch über den revolutionären Willen Havannas, sich gegen die USA zu behaupten. Ich bin gern so »altmodisch«.

Als Kommunist in einer kommunistischen Partei organisiert zu sein, verlangt doch aber mehr als persönliche Loyalität. Wie sehen Sie denn Ihr Verhältnis als Künstler, der in gewisser Hinsicht auch eine öffentliche Person ist, zur Partei?

Ich war nie Funktionär in der DKP und habe mir auch nie etwas sagen lassen. Es hat allerdings auch nie ein DKP-Funktionär versucht, mir Vorschriften zu machen. Da ging es während der Studentenrevolte und in der damaligen APO viel rigider zu. Daß ich mich überhaupt organisiert habe, hat etwas mit der Tradition in meiner Familie zu tun. »Politik macht man in einer Partei«, hieß es da immer, »sonst geht es nicht«. Daß ich mich dann für die Organisation in der DKP entschieden habe, hängt damit zusammen, daß hier die Kontakte zu den anderen KPs zusammenliefen, daß hier der historische Bezug auf die alte KPD am deutlichsten war.

Also ich erinnere mich da an anderes: Die DKP hat doch immer wieder versucht, radikale Entwicklungen in der Neuen Linken und in Bewegungen zu bremsen und umzuleiten, weil »die Massen« noch nicht soweit seien, weil das Bündnis mit der SPD gesucht wurde...



»Die Seite, auf der 'das Volk' — Franz Josef Degenhardt stand, war zuverlässig immer die falsche«
Foto: Meyborg

Das habe ich nicht so ernst genommen. Da gab es immer Möglichkeiten zu opponieren oder sich darüber hinwegzusetzen. Ich erinnere mich an einige Auseinandersetzungen, in denen es um »Volksnähe« ging. Mich bringt das Volk aber immer, wenn ich ihm zu nahe komme, zum Frieren. Das deutsche Volk hat ja nun auch die perversesten Wünsche und Engagements erkennen lassen: Ob es 1914 oder 1933 war, die Seite, auf der »das Volk« stand, war zuverlässig immer die falsche. Im übrigen gebe ich Thomas Manns Zeitblom in »Dr. Faustus« recht: Man muß die Menge nur als »Volk« anreden, wenn man sie zum Rückständig-Bösen verleiten will.

Aber was macht ein Kommunist, wenn er beim Gedanken an das Volk friert?

Ich bin darüber nicht glücklich, und ich kokettierte nicht mit Volksfeindlichkeit. Ich sehe übrigens auch andere Momente. Inmitten dieser Vorgänge um den 9. November herum verirrte sich ein Interview mit einem Arbeiter ins Fernsehen, und der sagte: »Wenn ich meine Arbeitskraft schon verkaufen muß, dann so, daß ich möglichst viel dafür bekomme.« Da flackerte etwas auf, das mir gefällt.

Aber dieses Denken nur an das Unmittelbare, an die Verhältnisse, die einem aktuell »das Beste« zu beschern scheinen, ist doch äußerst gefährlich. Denken Sie an die Arbeiter, die 1934 Arbeit bekommen haben, die sie vorher nicht hatten, die hätten genau das gleiche sagen können...

Das stimmt. Klasseninstinkt zu haben, reicht nicht aus und ist gegebenenfalls das Gegenteil von Klassenbewußtsein. Aber ich muß mich vor einer elitären Haltung hüten, wonach die unmittelbaren Bedürfnisse plötzlich gar nichts mehr bedeuten oder nur als falsches Bewußtsein entlarvt werden. Im übrigen ist es leicht, immer in der Ecke zu stehen und recht zu behalten. Für ökonomisch Privilegierte sowieso.

Manchmal gibt es aber auch keinen anderen Platz: Man kann nicht auf richtige Positionen und Argumente verzichten, weil einem damit nur der Platz in der Ecke bleibt.

Aber wir müssen immer das Bewußtsein davon erhalten, daß nicht wir uns diesen Platz ausgesucht haben. Wir wollen uns einmischen, nicht raushalten. Ich bin allerdings, das muß ich sagen, angesichts der aktuellen Verhältnisse auch sehr irritiert über Leute, die schon wieder ganz genau wissen, was für große Chancen uns das Ende der DDR beschert, wie wir die nutzen können, was wir jetzt machen müssen; die, ohne einen Moment innezuhalten und nachzudenken, schon wieder mit den nächsten Wahlen beschäftigt sind, als sei nichts Wesentliches passiert.

Ich möchte nochmal zurück zu Ihrer Aversion gegen das Volk. Das sind ja nicht nur, vielleicht heute nicht einmal mehr überwiegend, Arbeiterinnen und Arbeiter.

Nein, Sie haben recht. Sie sind fast alle diese liebenswürdigen Volksgenossen, pardon: -mitglieder. Die gibt's überall. Zum Beispiel habe ich auch wieder gefroren, als zu Zeiten der Friedensbewegung Zehntausende oder mehr anfangen, während der Konzerte und anderer Veranstaltungen Wunderkerzen anzuzünden und sie wie Fackeln zu schwenken. Das war einfach gespenstisch.

Ihr Frösteln angesichts der Rituale der Friedensbewegung überrascht mich — warum haben Sie das nie zum Thema Ihrer Lieder gemacht?

Ich habe zur Friedensbewegung überhaupt wenig gemacht. Ich erinnere mich an einen Auftritt, als ich mein Lied »Es denken die Leute von gestern wieder an morgen« sang, ein Lied, das beschreibt, wie in der Vorstellung eines Mittelklässlers frühmorgens ein russischer Panzer auf seinem englischen Rasen auftaucht. Ich habe diesem Lied Melodie und Rhythmus des SS-Liedes »Heute gehört uns Deutschland und morgen die ganze Welt« unterlegt; und während ich das Lied singe und spiele, fangen die Leute im Publikum an mitzuklatschen. Fürchterlich.

Aber warum haben Sie dann damals nichts dagegen unternommen?

Mein Verhältnis zur Friedensbewegung ist kompliziert, weil dieser Aspekt nur einer, wenngleich ein sehr wichtiger ist. Daß wir uns, wie wir eingestehen müssen, streckenweise recht bewußtlos an der Friedensbewegung beteiligt haben, hängt damit zusammen, daß wir die Hochrüstung der Imperialisten um nahezu jeden Preis stoppen wollten. Gerade für die, die wie ich den Krieg noch kennengelernt haben, gibt es wenig Dinge, die mehr wert sind als der Frieden. Und um diesem Ziel, den Krieg zu verhindern, näherzukommen, haben wir hingenommen, daß wir politisch ein Stück weit entwaffnet wurden, daß wir eine Rhetorik hingenommen haben, die falsch war. Parolen, die, wie wir heute wissen, sich gegen uns gerichtet haben. Schlimm ist, daß wir trotzdem unser Ziel, die UdSSR von diesem enormen Rüstungsdruck zu entlasten, nicht erreicht haben.

Gorbatschow hat ja selber mit seiner Akzentuierung der globalen Menschheitsfragen, seinen beharrlichen Kooperationsangeboten und dem Verzicht darauf, etwas gegen die

Restauration Groß-Deutschlands zu unternehmen, die Entwaffnung der Sowjetunion beschleunigt und verschärft.

Ich kann zu Gorbatschows Politik wenig sagen. Vielleicht ist es die einzige Möglichkeit, das Überleben der Sowjetunion zu sichern, wenn er nach der Devise verfährt, »if you can't beat them, join them«. Die imperialistischen Staaten haben ihre One-World längst durchgesetzt. Unsere Generation hat diese letzte Schlacht verloren — in den Bauernkriegen hieß es: »Unsere Enkel fechten's besser aus«. Heute müssen wir wohl auf die Urenkel hoffen.

In einem 1969 geschriebenen Lied, »Im Jahr der Schweine«, haben Sie so eine langwirkende Niederlage ja vorausgedacht und sich mit den Konsequenzen für die Linke befaßt, z.B. der Konsequenz, in die Illegalität zu gehen...

Ich habe den bewaffneten Kampf hier, in der Bundesrepublik, immer für falsch gehalten. Aber es ging mir darum zu verstehen, wie in dieser Umbruchsituation damals Genossen und Genossinnen zu einer ganz anderen Analyse kommen konnten. Ich nehme diese Auseinandersetzung auf meiner neuen Platte in dem Lied »Botschaft an eine Enkelin« auf, da wird dann auch deutlich, daß es viele Gemeinsamkeiten in der Einschätzung der Lage gibt: Die Bestienhaftigkeit des Imperialismus, das Wissen darum, daß er bekämpft werden muß und nicht durch Reformen seine Qualität ändert. Das muß heute, wo sich so viele schnell und hastig distanzieren, erinnert werden. Und wenn unsere Urenkel dereinst einen erfolgreichen Kampf führen werden, würde ich mich freuen, wenn es den einen oder anderen »Ulrike-Meinhof-Platz« gäbe...

Im Jahr der Schweine *

Dies ist das Jahr der Schweine,
und dieses Jahr wird lang.
Es zieht durch unsre Städte
dieser Schweinegestank.

Die, die uns jetzt verfolgen,
verstehen ihr Geschäft.
Weh dem, der jetzt noch sorglos
und ohne Waffe schläft.

Mancher wird uns verraten.
Sei wachsam, wo du bist.
Wir müssen überleben,
kämpfen mit aller List.

Flieh in die Katakomben,
eh du dich fangen läßt.
Am Bahndamm wird jetzt mancher
unter den Zug gehetzt.

Doch auch das Jahr der Schweine
wird einmal enden. Dann,
dann bricht der rote Morgen
der endgültigen Zeit an.

Und darum laßt uns feiern
auch vor der Feierzeit,
und sollten uns auch stärken
an unsrer Einigkeit.

** aus: Kommt an den Tisch unter Pflaumenbäumen
— Alle Lieder von F.J. Degenhardt. © Berteismann
Verlags GmbH 1979*

Während Sie in ihrer »Botschaft an eine Enkelin« aber deutlich machen, daß Sie als Liedermacher eine Rolle einnehmen, für jemand anderen sprechen, klingt »Im Jahr der Schweine«, als sei das auch Ihre Sicht der Lage gewesen.

Ich war damals näher dran an den Auseinandersetzungen, zur Zeit der Entstehung von »Im Jahr der Schweine«. Ich war schließlich Anwalt einiger Leute aus der sogenannten ersten Generation der RAF. Heute bin ich entfernter, kann sozusagen im Off, im Hintergrund, aus einem bürgerlichen Salon heraus, wo jemand Cello übt, ein paar Klangfetzen ins Lied hineinklingen lassen, dadurch eine viel distanziertere Atmosphäre schaffen, in der »Botschaft an eine Enkelin«.

Wie kommt es, daß Sie sich gerade jetzt wieder mit dem Thema »bewaffneter Kampf« bzw. den Menschen, die ihn aufgenommen haben, beschäftigen?

Gerade in diesen Zeiten, in denen der Kapitalismus einen Endsieg errungen zu haben scheint, find ich es wichtig, an Revolutionäre zu erinnern. Gerade auch, wenn sie, wie

ich weiß, entsetzliche Fehler gemacht haben. Vom Sofa aus zu konstatieren, daß kämpfende Menschen entsetzliche Fehler machen, ist, das weiß ich, äußerst problematisch — ich nehme es mir aber heraus, und ich meine das ganz anders als die Schnoddrigkeit, mit der zum Beispiel die »taz« über die RAF herzieht.

Einige Leute aus der RAF sind ja über den Umweg des »bewaffneten Kampfes« zu DDR-Bürgern geworden. Hat Sie das überrascht?

Daß Leute aus der RAF in die DDR gegangen sind, hat mich so sehr nicht überrascht. Ich hatte als Verteidiger in den ersten Jahren der RAF vage Angebote, übrigens auch von sozialdemokratisch regierten europäischen Ländern: Mir wurde angedeutet, konkreter läuft sowas ja anfangs nicht, dass RAF-Leute dort, wenn sie den bewaffneten Kampf aufgäben, aufgenommen und geschützt würden. Damals hat das die RAF aber abgelehnt. Ich habe jetzt den Brief von Inge Vielt an ihr Magdeburger Kollektiv gelesen, und er hat mich sehr berührt. Am widerwärtigsten an dieser ganzen Hetze nach den Verhaftungen der ehemaligen RAF-Leute in der DDR finde ich diese petitbourgeoisen Schreiber, die aus ihren Redakteurssesseln heraus über das »kleinbürgerliche« Leben der von ihnen so genannten Terroristen herziehen. Überhaupt: dieser Haß, den diese nach Georg Büchner »gutdotierten Schreiber der Herrschenden« jetzt entwickeln! Dieses Triumphgeheul, das sie anstimmen, weil in der DDR den Regierenden, die ja zum Großteil mal Proleten waren, ihre Macht entrissen wurde! Es war ja immer der Alptraum des deutschen Bourgeois: die Pöbelherrschaft — der Prolet an der Macht. Und die Intellektuellen, die den Plebejern halfen, wurden immer abgrundtief gehaßt. Aber ich frage mich, woher diese darüber noch hinausgehenden Emotionen kommen. Sicher hängt es damit zusammen, daß viele ehemalige HJ-Führer und BDM-Führerinnen jetzt schadenfroh sagen können: Da seht ihr mal, wie es ist, wenn alles zusammenbricht...

Aber es gibt noch einen wichtigen anderen Aspekt: Die lautesten Schreier, die Wortführer der zum Teil infamen Kampagne gegen DDR-Intellektuelle, die PDS und alles, was zur DDR gehört, sind ja Alt-68er — wer immer sie damals auch auf den Barrikaden gesehen haben mag, sie verstehen sich jedenfalls als 68er. Viele, ich kenne ja einige von ihnen gut, waren damals in der APO aktiv geworden, weil sie ihren Eltern vorgeworfen haben: Ihr wart im Nationalsozialismus Mitläufer oder sogar Täter. Sie haben damals mit ihren Familien gebrochen. Im anschließenden »Langen Marsch durch die Institutionen« haben sie dann aber selber erfahren, daß sie sich dort nur halten und was werden können, wenn sie sich anpassen, wenn sie mitlaufen, wenn sie tun, was verlangt wird. Aus ihren Erfahrungen heraus haben sie ein spätes, wenngleich unausgesprochenes Verständnis für die Kollaboration ihrer NS-E1-tern entwickelt. Und jetzt liefert das Ende der DDR ihnen die Möglichkeit, das alles auszusprechen. Es ist die Gelegenheit für eine späte Wiedergutmachung einiger Achtundsechziger an ihren Eltern, und es bietet die Möglichkeit, einen dicken Schlußstrich unter die eigene Geschichte zu ziehen. »Der Kampf der Faschisten gegen die Bolschewisten war eben doch richtig!« Daher vielleicht auch dieser Haß, dieses Wüten gegen alle, die an den alten linken Werten und Orientierungen festhalten und sie weiterentwickeln wollen.

Merkwürdig ist, daß nicht nur die Söhne und Töchter diesen Kotau vollziehen, sondern auch die Enkel. Ich frage mich, was bei der Umerziehung der Deutschen falsch gelaufen ist. Ich erinnere mich an einen alten Anarchisten seinerzeit, aus dem KZ gerade noch mit dem Leben davongekommen. »Ihr werdet sehen«, hat er gesagt, »sie ändern sich nicht. Das Verlierer-Trauma sitzt zu tief. Sie werden immer den Arsch dahin halten, woher die warme Luft bläst.«